

## Hans Thoma und Anselm Feuerbach.

### Ein Beitrag zur Lehre Kretschmers von den Temperamenten.

Von

Professor W. Strohmayer (Jena).

(Eingegangen am 23. Januar 1922.)

In seinem Buche „Körperbau und Charakter“ unterzieht *Kretschmer* die beiden größten Konstitutionskreise des psychischen Erfahrungsgebietes, den *zyklothymen* und den *schizothymen* Typus, einer feinen psychologischen Analyse und Wertung nach Krankheit, Charakter und Temperament des Alltagsindividuums und bereichert damit in ergiebigster Weise unser psychiatrisches Schauen und Verstehen. Was aber seine Ausführungen noch wertvoller macht, das ist, daß er, wie *Gaupp* in seinem Vorwort mit Recht hervorhebt, in großangelegter Perspektive zeigt, wie diese beiden Typen des Temperaments unverwischbar sich hineinverfolgen lassen in die Tiefen und Weiten des geschichtlichen Lebens, wo sie sich in allen wichtigen Sonderformen der Kultur in genialischer Weise auswirken. Endlich versucht er — und damit geht er neue, vielversprechende Wege — Zusammenhänge zwischen Körperbau und seelischer Eigenart zu finden und den Beweis zu führen, daß bestimmten Persönlichkeitstypen im Kranken und Gesunden ebenso typische körperliche Ausprägungen entsprechen.

Einer Anregung *Kretschmers* folgend<sup>1)</sup> möchte ich den Unterschied zwischen dem *zyklothymen* und *schizothymen* Temperament mit der dazugehörigen Lebenseinstellung durch den Vergleich zweier bekannter Künstler dartun, deren Werke sprechende Zeugen ihrer psychischen Konstitution sind, und die durch autobiographische Aufzeichnungen uns einen Einblick in das Gefüge ihres Seelenlebens schenken. Es handelt sich um die Maler *Hans Thoma* und *Anselm Feuerbach*. Ihre Lebensschilderungen von eigener Hand sind ja bekannt. Thoma schrieb an der Schwelle des Greisenalters: „Im Herbst des Lebens“, einen Rückblick auf seinen langen Lebensweg. Feuerbach hinterließ uns in seinem „Vermächtnis“ ein Dokument seines vollendeten Menschen-

<sup>1)</sup> Vgl. *Kretschmer*, Körperbau und Charakter. Berlin 1921. S. 123, Anmerkung.

tums. Die Typisierung menschlichen Wesens interessiert gegenwärtig allenthalben. Als ein kleiner Beitrag zur Typenlehre mögen die folgenden Zeilen verstanden sein!

Die an die großen Kreise des manisch-depressiven Irreseins und der Schizophrenie sich anlehenden zyklotyphen und schizotyphen Temperamentstypen hat *Kretschmer* (l. c.) in schlechthin unübertrefflicher Weise nach ihren Charakteren gegenübergestellt. Die Zyklotyphen sind leicht erfaßbar, gleichviel ob sie mehr nach der depressiv-schwerlebigen oder hypomanisch-flotten Seite neigen oder eine Mischung beider Komponenten darstellen. Das Gemeinsame aller dieser Naturen ist der lebhafteste Gemütsquell, der nach außen strömt, die zwischen dem Tempo „beweglich“ und „behäbig“ schwankende Psychomotilität, die zwischen den Polen „heiter“ und „traurig“ liegende Affektivität und eine soziale Einstellung, die im Durchschnitt gesellig, menschenfreundlich, realistisch und anpassungsfähig ist. Viel komplizierter ist der schizotype Typus gefügt, dessen autistisches In-sich-Hineinleben und ebenso sprunghaftes und launisches, wie gesperrtes, ablehnendes und feindseliges Wesen an die negativistischen, versteiften und manierierten Züge der vollentwickelten Schizophrenien erinnern. Die schizoiden Temperamente liegen zwischen den Polen „reizbar“ und „stumpf“, wobei die von der Schizophrenie her wohlbekannte affektive Ambivalenz („überempfindlich und kühl zugleich“) diese Menschen als ganz besonders vieldeutig, verquickt und kompliziert erscheinen läßt. Ihre soziale Einstellung ist entsprechend ihrem Autismus überwiegend ungesellig, eklektisch; aus einem Gegensatz zwischen „Ich“ und „Außenwelt“ schürzen sich die Knoten des tragischen Geschicks vieler Schizotyphen, resultiert die Lebensverbitterung und Vereinsamung dieser Menschen.

Es bedarf kaum eines Beweises, daß Thoma der Typus des *Zyklotyphen* ist, in seinem Erleben und in seinen Werken. Er schöpfte sein Lebenlang aus dem Reichtum seines Gemüts, das mit unmittelbarer Frische und Ursprünglichkeit, ungetrübt durch Reflexion und Skepsis, aus ihm strömt und nie versiegen konnte, weil seine Quellen aus der Natur des heimatlichen Nährbodens das Wasser bezogen. Die Gabe und die Kraft des gemütlichen Schauens, die immer aus einem innigen Verhältnis zur Natur stammt, prägt seiner Kunst den Stempel auf. Thoma schaut wie das Kind; naiv, ohne Kritik, läßt er die Schönheit auf sich wirken, wo er sie findet. Die Kunst ist ihm „der menschliche Ausdruck der Zufriedenheit mit den Schöpfungen Gottes und des Wohlgefallens an ihnen“. Er staunt die Welt an; ihm scheint, als ob alles gut sei. Ein sonniges Temperament ist ihm von den Vorfahren, den Schwarzwaldbauern, überkommen, untermischt mit etwas Schwerfälligkeit, und aus dieser Mischung entsprang ein Zug von Behäbigkeit.

Behagen findet er in der Ausübung seiner Kunst, und in seiner Behäbigkeit läßt er sich auch nicht durch das „bißchen Lebensmisere“ dauernd stören, das ihm durch das Verkennen der Mitwelt bereitet wird. Ein fester, bejahender Optimismus führt ihn durchs Leben, und wie sein Erdenwallen schon stark dem Tale des Friedens zugeht, da trägt er als Gewinn aus den hinter ihm liegenden Mühen und Freuden das Lächeln der Gelassenheit davon, das er auf den Lippen eines spielenden Kindes findet. Ihm widmet er seine Erinnerungen im Herbste des Lebens. Nicht daß Thoma nicht auch der Ehrgeiz gequält hätte! Er hatte sich mit vielerlei „Kunstvereinsmitgliedermeinungen“ auseinandersetzen, die ihm den Aufstieg auf der Leiter der Berühmtheit herzlich sauer machten. Diesen Enttäuschungen setzte er „schönen Trotz“ entgegen. Nun gerade! Das war seine Reaktion auf Hindernisse am Wege. Unsanfte Stöße von außen geben dem zyklotym-hypomanischen Temperament nur mehr Schwung. Vor lähmender Verbitterung schützte ihn eine Gottesgabe, „ein Ding, das in unserer modernen Errungenschaftsjagd immer mehr zu verschwinden scheint“ — der Humor, der uns aus seinen Bildern ebenso wie aus seiner schriftlichen Lebensbilanz entgegenlacht. Man lese nur den köstlichen Abschnitt „aus der Sommerfrische“! Überall guckt zwischen den Zeilen der Schalk hervor, der mit allerhand Torheiten der Moderne abrechnet — aber er kritzelt und nörgelt nicht. Thoma ist kein Konfliktsmensch. Denn in seinem Gefühlsleben hat er einen angeborenen und durch eine fromme Mutter gestärkten Ausgleich, das gläubige Gottvertrauen. Er war getrost in allen Fährnissen des Lebens. Deshalb eignete er sich nicht zur Tragik, nicht zum Pathos, nicht zur Romantik. Der Pathetiker ist der kämpfende Autist, sagt *Kretschmer*, der Romantiker aber der Autist, der sich kampfflos in seine Phantasiewelt flüchtet. Thoma hatte es nicht nötig, in einer autistischen Welt zu suchen, was ihm die Wirklichkeit versagte, oder autistisch zu verdrängen, was sie ihm zu viel auferlegte. Er läßt alle Zweifel im Schoß seines Gottes ab. „Bei uns Christenmenschen muß das Lächeln des Friedens, in welchem kein Zweifel mehr ist, daß alles gut sei, so wie es ist, das zu seinem Schicksal vertrauensvoll ja sagt, recht teuer erkaufte werden, und wir müssen den ganzen Jammer alles des Leidens, das auf der Menschheit liegt, anerkennen.“ Er bejaht selbst im Leiden, indem er es auf sich nimmt. Er grübelt nicht, warum. Er hat für seine Seelenruhe eine Lebensregel:

Das Leben hat der dunklen Rätsel viele,  
 Und keine Lösung kommt damit zum Ziele.  
 Geh dran vorbei, laß sie in Ruh,  
 Sieh still bescheiden ihnen zu,  
 Bleib wohlgenut und spiele!

Das erinnert mutatis mutandis an Goethe, der auch Genüge darin findet, das „Unerforschliche“ zu verehren. Seine ganze positive Lebensweisheit hat Thoma in seinem „Wandern und Suchen“ niedergelegt. Er umfaßt mit seinem Wesen Himmel und Erde und Menschen. Die Berichte über seine italienischen Reisen klingen wie ein Gedicht. An der Schönheit der Natur entzündet sich seine Kunst, und wenn er auf den Schwarzwaldhöhen im Schatten der alten Tannen über die blauende Ruhe der Täler blickt, dann steigt die „Göttertochter Phantasie“ zu ihm herab und zeigt ihm den eisengepanzten Ritter mit dem Heiligenschein um das Haupt und dem Schwert in der Hand, der über die im Schlafe versunkenen Täler Wache hält, und er malt den „Hüter der Täler“. Was ihm aber das Leben am lebenswertesten macht, das ist die Liebe. Viel Liebe hat Thoma erfahren, zuerst und bis ins hohe Alter von seiner Mutter, dann von dem geliebten Weibe. Für ihn ist das Höchste jene Liebe, deren „hohes Lied im ersten Korintherbrief, Kapitel 13, wie mit Menschen- und Engelszungen erklingt“. Und wenn er das Fazit seines Lebens zieht, so weiß er der Erde, von der er genommen ist und zu der er wieder zurückkehren soll, nur Dank für sein Leben und seine Kunst:

O Erde, nur noch einen letzten Blick,  
 Du willst das Aug', das du geliehen, wieder.  
 Ich hab' es nicht verdorben, etwas müd' nur sind die Lider,  
 Es war ein gutes Augenpaar, ich geb' es dir mit Dank zurück.

Vertiefen wir uns aber in das leibliche Bild dieses Mannes, so erblicken wir den charakteristischen pyknischen Typ *Kretschmers*: die zur Fülle neigende, behäbige Figur, den großen Schädel, nicht sehr hoch, aber rund, breit und tief, und im Frontalumriß die flache Fünfeckform des Gesichts, lauter Züge, die im höheren Alter um so deutlicher hervortreten.

Nun zu Feuerbach! Es ist interessant, zu sehen, wie die Kunsthistoriker sich mit ihm abzufinden versuchen. Daß seine Art und Kunst erbbiologisch begründet sein müssen, ist auch ihnen nicht entgangen. Seine Kunst, wie sein ganzes Leben seien nur aus dem Bildungsadel der Familie zu verstehen, die durch ihn in der dritten Generation abgeschlossen wurde [*Heyck*<sup>1)</sup>]. Man erkennt seine geistigen Beziehungen zu dem großväterlichen Kriminalisten und Rechtsphilosophen Anselm, dem Philosophen und Onkel Ludwig und endlich zu dem Vater Anselm, dem Professor der klassischen Philologie und Altertumskunde in Freiburg. Feuerbach schreibt selber: „So wurde mir recht eigentlich die Klassizität mit der Muttermilch eingetränkt;

<sup>1)</sup> Vgl. *Ed. Heyck*, Feuerbach, Künstlermonographien von Velhagen & Klasing.

eine Klassizität auf menschlich Wahres und Großes gerichtet, die denn auch nicht verfehlte, mein Leben zu einem hoffnungslosen Kampf gegen meine Zeit zu gestalten.“ Kein Wunder! Denn auf ihm lastete etwas, was der Kunsthistoriker verschweigt, die exquisit *schizoide Familienkonstitution*, die zwar bei den Feuerbachs als schöne Blüte die genannte Klassizität trieb, aber sich auch beim Vater in dauernder hyperästhetisch-schizoider Verstimmung und bei dem Vatersbruder Karl, einem genialen Mathematiker, in unheilbarer schizophrener Psychose dokumentierte. *Allgeyer*, einer der Feuerbach am nächsten stand, bestätigt, daß bei ihm an den Vater die „ans Mimosenhafte streifende feinfühlig Reizbarkeit, Stimm- und Verstimmbarkeit des ganzen seelischen Apparates“ ganz besonders gemahne. So rückt der Künstler ganz von selbst unter den Betrachtungswinkel der Schizothymiker und ist auch nur so zu verstehen in seinem Leben und in seiner Kunst. Jeder gerecht Urteilende muß zugeben, daß er einen schweren Lebensweg ging und daß ihn die Tücke des Schicksals im Ringen um Anerkennung oft schnöde behandelte. Sein „Vermächtnis“ zeigt aber, daß nicht darin sein Unglück lag, sondern in seinem schizoiden überempfindlichen, reizbar-nervösen Wesen, in einer übertriebenen „autopsychischen Resonanz“. Was bei Thoma Gemüt ist, das ist bei Feuerbach hypersensible Empfindsamkeit, was bei jenem gutmütiges Hinnehmen und lächelndes Verzeihen ist, das ist bei diesem gereizte Abwehr und beleidigte Verletzlichkeit. Thomas Wesen leuchtet nach außen, Feuerbachs zieht sich nach innen zurück, wo es sich selbstquälerisch, verzagend und verzweifelnd abmüht. Es ist für den Psychiater, der auf *Kretschmers* Spuren wandelt, eine Genugtuung, daß der Kunsthistoriker *Hermann Uhde - Bernays* im Vorwort zum „Vermächtnis“ den Künstler mit dem klassischen Schizothymen Tasso verglich, indem er an Alfonsos Worte an Tasso erinnert:

Dich führet alles, was Du sinnst und treibst,  
Tief in Dich selbst. Es liegt um uns herum  
Gar mancher Abgrund, den das Schicksal grub,  
Doch hier in unserm Herzen ist der tiefste,  
Und reizend ist es, sich hinabzustürzen.

Das „Vermächtnis“ ist im Grundton eine Apologie des verletzten Ichs, und wenn man sich an den Abgesang erinnert, mit dem der humor- und gemütvoll Zykllothymiker Thoma von der Welt Abschied nimmt, so scheint in der verbitterten Ironie der von Feuerbach gewählten Grabschrift:

Hier liegt Anselm Feuerbach,  
Der im Leben manches malte  
Fern vom Vaterlande — ach,  
Das ihn immer schlecht bezahlte!

das treffliche, schizothyme Gegenstück gegeben. Man hat darauf hingewiesen, daß er den Meisten ablehnend, eremitisch, maßlos von sich selbst überzeugt erschien, daß aber hinter dieser Außenseite eine nach Anschluß und Munterkeit verlangende Natur sich verbarg; das ist schizothym: Fassade und Innenraum stimmen nicht überein. Feuerbach fehlten die affektiven Mittellagen. Alles treibt sich bei ihm auf die Spitze: entweder Entzücken bis zu Tränen (z. B. im Palazzo degli Uffici) oder schockierte Ablehnung, entweder Schwärmerei oder Gefühlskälte. „Aut Caesar aut nihil“ schreibt er aus Rom 1867, und unter seinen Lebensregeln steht: „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich, gilt für hochbegabte Menschen. Die gewöhnliche Vortrefflichkeit verträgt Stufen der Anerkennung.“ Für eine solche Pointierung des Schizothymen hätte der zyklotyme Thoma nur sein gelassenes Lächeln und würde mit dem Finger drohen und sagen: Und hätte der Liebe nicht . . . Daß der Künstler Feuerbach seinen schizothymen Fehler der Überspantheit bisweilen selbst erkannt hat, dafür spricht die Bemerkung in seinem „Vermächtnis“, leider habe ihn sein künstlerischer Dämon verleitet, durch ein Zuviel die Wirkung des Genug zu stören. So versteht man auch seine Klage, daß jeder Akkord, den er anschlug und von dem er glaubte, daß er richtig und rein sei, zum Mißklang wurde, sowie er über den Atelierraum hinausdrang. Auch die kluge Mutter hat an dem Sohn die schizoide Mischung im Temperament erkannt: „Tief und feinführend, empfindlich bis zu krankhafter Reizbarkeit, zugleich heftig und leidenschaftlich und träumerisch-weichlich, übermäßig in Hoffnungen und Befürchtungen. Unter dem Einflusse wechselnder Stimmungen hat er Schmerzen und Freuden da, wo sie ein anderer nicht ahnt“, schreibt sie 1858 an *Kreidel*.

Feuerbach ist — ein schizothymes Schicksal! — sein Leben lang ein Einsamer geblieben. „Napoleon hat mit St. Helena aufgehört und ich habe von Anfang an darauf gesessen.“ Nicht wie bei Thoma ein Mitleben mit Zeit und Zeitgenossen, sondern eine Isolierung, eine spröde Zurückhaltung. Viel Widersacher, wirkliche und vermeintliche, Freundschaften herzlich wenige. Im Gegensatz zu Thoma findet er auch nicht die Liebe eines Weibes, mit dem er hätte ein eigenes glückhaftes Heim begründen können. Obwohl kein Weiberfeind, obwohl er die Schönheit des Weibes genoß, so war er doch nicht fähig, mit einer Frau die Gemeinsamkeit eines langen Lebensweges zu ertragen. Die einzige, der sich sein innerstes Liebebedürfnis erschließt, ist seine Stiefmutter. In seinen Briefen an sie schüttet er sein Herz aus: „im jähen Mitteilungsdrang, aus heftigen Momenten seiner Begeisterung oder seiner Enttäuschung und Wirrnis, aus dem von Qualen auflodernden Trotz, dem Wiederaufschnellen in die stolze, aufrechte Haltung des Fechtlers“ (*Heyck*). Zieht man einen Durchschnitt durch Feuer-

bachs Menschentum, so sehen wir zwischen den Polen eines gewaltigen Selbstbewußtseins und verbitterter Resignation ein Auf und Nieder von Hoffnung zu Verzweiflung, und seine schizothym-hyperästhetische Seele verschanzt sich schließlich hinter dem erkältenden Einsamkeitsgefühl der eigenen, von der Mitwelt unverstandenen Größe. Er gehört zu den Menschen, die *Kretschmer* den Hölderlintypus der Schizoiden genannt hat.

Ob die Feuerbachsche Manneschönheit sich einem schizoiden Körperbautypus unterordnet, erscheint mir fraglich. Sicher ist aber, daß seine Gesichtsförmigkeit keine pyknische ist, wie bei dem Zyklouthymen Thoma oder etwa bei dessen Art- und Kunstgenossen Böcklin. Auf seinen zahlreichen Selbstbildnissen blickt uns unter dem üppigen Haupthaar ein schlank-ovales Gesicht mit durchgeistigten Zügen und insonderheit mit einem feinmodellierten Kinn entgegen. Im Profil sehen wir eine Andeutung von Winkelbildung im Sinne *Kretschmers*. Zur Leibesfülle hat Feuerbach nie geneigt.

Noch einige Worte zur Kunst der beiden Antipoden! Wenn es nicht anmaßend ist, eine Kunstform mit einigen Schlagworten abzutun, so möchte ich die Antithese wagen: Thoma — *Wärme, Schlichtheit, Gegenständigkeit*; Feuerbach — *Kühle, Pathos, Klassizität*. Selbstverständlich liegt darin kein Werturteil, genau so wenig, als wenn man den pyknisch-zyklouthymen Goethe dem asthenisch-schizothymen Schiller gegenüberstellt. Unter diesem Vorbehalt sei verstanden, was ich zur Kunstform der beiden Maler sage!

Thomas Kunst trägt den Stempel seines zyklouthymen Temperaments. Irgendwo las ich einmal: „*Aus der Freude an den Dingen ist Thomas Kunst geboren.*“ Das ist richtig. Liebevoll umfaßt er die Welt, und was er geschaut hat, gibt er gemütvoll wieder. Er erzählt wie der Epiker in seinen Bildern, was ihm sein „gutes Augenpaar“ in die Seele senkte und woran sich sein zyklouthym-empfindliches Gemüt erfreute: Schwarzwaldtannen, lichterfüllte Täler, Taunuskastanien, Weiden am Rhein oder den Frühling bei Rom. In seinem Schaffen nimmt die *Landschaft*<sup>1)</sup> überhaupt einen breiten Raum ein, zumeist sein Heimatboden, auf dem seine Kraft erwachsen ist. Auch die Menschen, die er malt, sind *bodenständige Typen*<sup>2)</sup>: Dorfgestalten, Schwarzwaldbauern seines eigenen Schlags, Menschen seines behäbigen Temperamentes. Er malt sie im Alltagsgewande, sei es schaffend, sei es feiernd, ruhig und schlicht, nie in dramatischer Pose, aber mit Innigkeit erfaßt. Das kommt davon, daß in Thoma noch das Blut der Mutterbrüder steckt, die Uhrenschilddmaler für die Schwarzwälder Bauernstuben waren,

<sup>1)</sup> Vgl. *Hans Thoma, Landschaften*. Jos. Scholz. Mainz 1909.

<sup>2)</sup> Vgl. *Hans Thoma, Ein Buch seiner Kunst*. Jos. Scholz. Mainz 1906 und *Hans Thoma und seine Weggenossen*. Jos. Scholz. Mainz 1910.

und von diesen stammt auch der Kunstmaßstab, den er in dem Abschnitte seiner Biographie „Vom Bildermalen“ aufstellt: „Es ist nicht der Gegenstand, der dem Bilde künstlerischen Wert gibt, sondern die Anschauung ist es, die Summe anschaulicher Erkenntnis, die sich im Werke ausspricht.“ Das heißt doch, daß er nur das malen will, was er geschaut und in sich getragen hat. Er liebt keine „bloße Gedankendemonstration“, und er zieht den an Schönheit alles übertreffenden, im Schlachthaus aufgehängten Ochsen von Rembrandt einem Historienbilde etwa von der Großtat eines Columbus oder Galilei unbedenklich vor. Die Mühe des „gedanklichen Zusammenleimens, Komposition genannt“, gilt ihm wenig, ist ihm nicht beste Kunst. Zwei andere echt zykllothyme Tönungen sind für Thomas Kunst charakteristisch: die *humorvolle* und die *religiöse*, sei es, daß es sich um die Darstellung ursprünglichen mythischen Volksempfindens oder um die Verherrlichung christlicher Stoffe oder um Symbolisierung der Ahnungen und Bewegungen der Menschenseele handelt. Man vergleiche dazu nur den Bilderzyklus, der in dem Anbau der Kunsthalle in Karlsruhe ausgestellt ist<sup>1)</sup>. Er umfaßt den ganzen zykllothymen Thoma.

Ganz anders Feuerbach! An Stelle der Uhrenschildmaler hat er als Erbfundament den ästhetisch-kritischen Klassizismus seiner Vorfahren. Eignet Thomas Kunst ein epischer Zug, so Feuerbachs ein dramatischer. Humor ist ihr fremd. Er malt nicht, was er schaut, sondern was er sinnt und wonach er in seiner Seele ringt: *Antikes*, *Idyllisches*, *Romantisches*. Das autistische Denken und Fühlen, das in ihm kocht und brodelt, wirkt sich im *Pathos* seiner Bilder aus, das erstmalig groß im „Tod des Pietro Aretino“ auftritt, in der „Amazonenschlacht“ Triumphe feiert und im „Titanensturz“ die Grenze des Erträglichen erreicht. Das ist *ein* Pol der Feuerbachschen Kunst. Der schizothyme Gegenpol ist die *klassische Kühle* und *Ruhe*. In ihr liegt Feuerbachs Stärke und unvergänglicher Ruhm. Beispiele dafür sind reichlich zur Hand: die „Poesie“ (von der er selbst sagt, sie gebiete: „Drei Schritt vom Leibe!“), das „Konzert“, „Paolo und Francesca da Rimini“, „Dante und die Frauen“, die Nannabildnisse, die wundervolle „Iphigenie“ nicht ausgenommen, in der jede Linie in Haltung und Gewandung Ruhe, Adel und kühle Klassizität atmet. Ob — nebenbei bemerkt — in der stereotypen Wiederkehr des Nanna-Antlitzes in Feuerbachs Frauengestalten ein steifer schizothymer Zug zu erblicken sei, will ich dahingestellt sein lassen. Selbst aus den Idyllen Feuerbachs spricht der ruhige, formschöne Klassizismus des Schizothymen. Zur „Nymphe, musizierende Kinder belauschend“ weiß ich kein besseres zykllothymes Gegenstück als den „Eremiten“ von

<sup>1)</sup> Vgl. Festkalender von Hans Thoma. Verlag von E. A. Seemann.

Böcklin, dem Weg- und Artgenossen Thomas. Was Feuerbach im Leben erlitt und ersehnte, das setzte sich oft unter heftigen seelischen Geburtswehen in seine Bilder um: Antikenruhe, Dantegröße, Iphigeniensehnsucht, Medealeidenschaft, Amazonenringen, Gigantenunterliegen<sup>1)</sup>.

Mehr über die Kunst Thomas und Feuerbachs zu sagen, würde in diesem Rahmen zu weit führen. Es liegt nicht im Beruf des Psychiaters, sie erschöpfend zu würdigen. Ich wollte nur zwei gegensätzliche Temperamente in Menschentum und Kunst herausstellen und den Beweis im Sinne *Kretschmers* versuchen, daß von den Krankheitskarikaturen der Irrensanstalt ununterbrochene Linien bis zu entsprechenden Persönlichkeitstypen führen, die die vieltönige Melodie des Lebens bilden helfen.

---

<sup>1)</sup> Vgl. Feuerbach-Mappe, herausgegeben vom Kunstwart, München.